

# Kolumne : am Anfang war der Ball

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **97 (2003)**

Heft 9

PDF erstellt am: **15.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

Annette Hug

## Am Anfang war der Ball

Die Argumente des Zürcher Komitees «Fussball statt Shopping» waren nicht schlecht. Es ist unvernünftig, in Zürich West ein neues Shoppingcenter zu bauen, nur um ein Fussballstadion zu finanzieren, das so viele Plätze zählt, dass die Handvoll GC-Fans, die sich heute ins Hardturmstadion begeben, darin verschwinden. An den Europameisterschaften 2008 könnte ein Riesenstadion für zwei oder drei Spiele ausgebucht sein, aber lohnt sich dafür der finanzielle Aufwand? Und das zusätzliche Verkehrsaufkommen in einem neubesiedelten Quartier?

Diese Argumente hatten einen Schönheitsfehler, und der zeigte sich im Namen des Komitees, der verlogen ist. Die Gegner des Stadions haben nämlich keine Ahnung davon, was ein Fussballfan ist. Mein Freund zum Beispiel ist ein glühender Anhänger gigantischer französischer Einkaufszentren, hat aber in seinem Leben noch keinen Fussballmatch live gesehen. Trotzdem ist er Mitglied im besagten Komitee. An die Heimspiele von GC gehe ich also alleine, das heisst, ich treffe auf der Tribüne Ost meine Fussballkumpels. Alle um die dreissig, gehören wir bereits zur älteren Generation und bestellen auf der GC-Homepage das «Retro»-Trikot: Ohne Werbung und Aufdrucke, eine simple

Weiss-Blau-Teilung mit dem aufgestickten Grashüpfersignet. Es erinnert an die Zeiten, als ich noch meinen GC-Ordner nachführte, alle Fotos der Spieler aus den Zeitungen und Matchprogrammen ausschchnitt und einklebte.

Meine Eltern gingen nie an Fussballspiele, aber im Dorf wohnte auch Ernst, den sogar die Kinder Ernstli nennen durften. Er war etwa vierzig, lebte bei seinem Bruder, der einen Bauernhof führte. Dort konnte er nicht viel helfen, weil er einen Rückenschaden hatte, also sorgte er für die Pferde, die von jungen Mädchen an freien Nachmittagen ausgeritten wurden. Ich durfte nicht reiten, weil meine Eltern Angst hatten, ich würde mir dabei das Genick brechen.

Dieses Verbot war mir plötzlich egal, als nach dem jährlichen Grümpeltturnier eine Mittelfeldspielerin der Schweizer Damenfussballnationalmannschaft, Beno Ries, das Gespräch mit meinen Eltern suchte. Sie warb mich für ihren Club an, den DFC Blue Stars in Zürich. Da ich dort drei Jahre vorwiegend auf der Ersatzbank sass, stand einmal Marcel Koller, damals Mittelfeldspieler von GC, heute GC-Trainer, einen halben Meter von mir entfernt am Rande des Spielfelds im Fussballstadion Winterthur. Die Frauen spielten quasi als Vorausgruppe der Männer, und die bewunderten Stars begaben sich kurz aus ihren Umkleidekabinen, um unserem Spiel zuzusehen. Marcel Koller machte eine anerkennende Bemerkung über den schnellen Antritt unseres linken Flügels, Marina Rusterholz, 19-jährige Taxifahrerin aus Zürich. Sein Lob ging von Marina auf den ganzen Damenfussball über, also auch auf mich, und rettete den Tag, der durch die Enttäuschung, wieder nicht eingewechselt worden zu sein, fast schon verdorben gewesen wäre.

Sonst sah ich Marcel Koller immer nur von weitem, wenn ich mit Ernstli im Hardturm sass, damals noch Tribüne Süd. Ernstli besass nämlich zwei Saisonabonnements und nahm abwechslungs-

weise einen Jungen, der im Dorf als zukünftiger Nationalspieler gehandelt wurde, oder mich an die Heimspiele mit.

Von GC kann ich genauso wenig abstrahieren wie von meiner Zugehörigkeit zur Mittelschicht, meinem Protestantismus oder meiner Nationalität. Aber zu GC habe ich weniger Distanz entwickelt als zu den andern Herkünften. Vielleicht, weil es etwas Beruhigendes hat, dass Bratwürste zwar immer noch wie Bratwürste riechen, aber auf der Tribüne Ost inzwischen auch lateinamerikanische Mütter mit ihren Kindern neben Kiffern sitzen und die Fans alter Schule weniger zur Geltung kommen, die den ganze Match lang bitterste Anklagen aufs Spielfeld schreien, als bestätige jeder Fehlpass, dass sie im Leben das falsche Los gezogen haben. Der Möchte-Gern-Mittelstand, der sich für GC begeistert, weil das ein Bonzenclub ist, der häufig gewinnt, hat sich in den vergangenen 20 Jahren verändert und entwickelt da und dort Humor. Zum Beispiel, wenn einer inmitten aufgepeitschter Emotionen im Spiel gegen Basel dem Spielmacher vom Rhein zu ruft: «Hakan, geh doch zu Juve.»

Würde ich versuchen, aus meiner tiefen, in der Kindheit verwurzelten Verbundenheit zu den Grashoppers eine emanzipatorische Ideologie zu machen, käme mir das vor wie einige Versuche der feministischen Theologie, das Christentum für den Feminismus zu retten. Über feministische Theologie gäbe es sicher Klügeres zu sagen, aber im Hinblick auf die Stadionfrage hilft der Vergleich vielleicht weiter.

Ohne Shopping-Center kein Fussballstadion, sagte der Stadtrat im Abstimmungskampf. Wenn das jetzt projektierte Stadion nicht sofort gebaut werde, sei es für die EM 2008 zu spät. Die Formkurve von GC stieg. Nach anfänglichen Niederlagen, die vor allem auf Koordinationsschwierigkeiten zurückzuführen waren, fand die Mannschaft langsam zu sich und hatte im Hinspiel

gegen AEK Athen gezeigt, dass sie Champions-League-tauglich war. Im verlorenen Rückspiel wurde aber deutlich, dass der Club einen bis zwei wirkliche Stars kaufen müsste, um in der europäischen Spitzenliga anständig mitspielen zu können. Dazu würde es eine Sponsorin à la Gigi Oeri brauchen oder viel mehr Einnahmen aus den Eintritten. Da ich leider nicht das Geld von Gigi Oeri habe (und deshalb auch nicht mit Murat Yakin ins Sprudelbad darf), konnte ich nur eines für den Club tun: Mein Bestes geben, um die Möglichkeit offen zu halten, dass sich spielerische Erfolge und wachsende Publikums-Zahlen gegenseitig hochschaukeln, also ein Ja zum Stadion einlegen.

Im «Laden», der Stammkneipe meines aktuellen Teams «MaraDonna», mit dem ich in der alternativen Liga in Zürich spiele, wurde hitzig diskutiert. Es gab Stammgäste, die wegen dem Stadion nicht mehr miteinander sprachen. Auch einige Kollegen von der Tribüne-Ost verkehrten dort. In der explosiven Mischung aus Alternativszene und Fussballbegeisterung wurde eindeutig, dass es um eine Glaubensfrage ging. Niemand behauptete, die schlagenden Argumente für das Stadion zu haben, aber die Emotionen, die dafür in die Wagschale geworfen wurden, waren beeindruckend. Nur bestätigten sie die Gegnerinnen und Gegner leider in ihrer Haltung, dass die Stadt Zürich wegen einem Haufen Fanatiker/innen kein Quartier verschandeln sollte.

Aber was heisst denn Verschandlung? Wenn mein Freund die Schönheit des Grashüpfers entdecken würde, wäre jedes blau-weiße Trikot, jede Rauchschwade, die zwischen den Tribünen aufsteigt, auch für ihn eine Augenweide. Er würde mehr davon wollen. Und es würde ihm um Fussball gehen, nicht um Shopping. ●